

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Dichtende Professoren- und jetzt - professorale Dichter?

schlagen, mit glühenden Eisen in die Stirne gebrannt oder um Finger und Hände verkürzt. Im ganzen Herzogtum hob ein Foltern, Richten und Austreiben und Geldauspressen an, wo nur einer wider den Herzog und die Herren gehandelt und gesprochen hatte. Aber nicht von den Schicksalen und der Not einzelner Männer ist hier die Rede. Die Flamme eines unterirdischen Feuers war niedergetreten, ihr verderblich Wandeln noch einmal aufgehalten und mit Blut und Not gebannt worden. Aber die heimliche Blut brannte auch in den zertretenen Herzen weiter. Die Not der Bauern wurde in Schwaben schlimmer als je zuvor. Neue Steuern, um des Herzogs Schulden zu zahlen, neuer Übermut und Sicherheit der Junker in Burgen und Städten, das war alles, was der arme Konrad am Ende erreicht hatte, neue Fehlgasse im Mond und Recht irgendwo zwischen den Sternen.

„Ist denn kein Gott mehr, daß wir so ganz ohne Hilfe sind,“ fragte wohl in den Dörfern oder den Vorstädten, wo die armen Leute wohnen, einer im heimlichen Gespräch den anderen.

„Gott?“ entgegnete spöttisch ein Junger, „der ist auch mit den reichen Leuten und hält es mit Päpsten und Königen. Was kann er sich viel um arme Bauern kümmern?“

„Das ist im Schimpf geredet,“ sagte ein Frommer, „aber das muß wahr sein, unsern Herrn Christus haben sie zu Rom gefangengesetzt und verkauft ihn um Geld. Wie soll ein armer Mann dazu kommen? Denn sie sind klüger als Judas und verschachern ihn nicht um dreißig Silberlinge. Es kommt schon wieder ein neuer Ablass ins Land, sie brauchen Geld für ihren Prunk und ihre Paläste, ihre Kriege und Eitelkeiten, und Narren und Weiber werden es schon zutragen.“

„Das wird auch nicht immer so bleiben,“ sagte der erste, „wenn Gott auch eine Weile geduldig zusieht. Hat nicht neulich der Prädikat davon ein Breites gesagt, daß nun bald hundert Jahre um sind, seit sie den Saß gebraten haben, und daß dann der Schwan kommen wird und singen? Sieht und hört man nicht von immer neuen Zeichen, daß es bald anders wird auf Erden? Zu Augsburg predigt einer das jüngste Gericht. Im Allgäu hat man den Mond ganz blutig gesehen. Bei Blaubeuren hat sich auch in einer Nacht der Brunnen mit Blut bedeckt und die Mutter Gottes

am Weg zu Leonberg weint rote Tränen, das bedeutet den Tod der Herren.“

„Ja, das gebe Gott,“ sagte der Junge, „daß es hier auch noch einmal so kommt wie drüben in Ungarn und in Kärnten und der Windischen Mark, da haben die Bauern viel tausend Herren erschlagen und alle Burgen abgebrannt und ausgebrochen, diese Krähen-nester!“

„Aber zuletzt haben die Herren doch gesiegt,“ sagte ein Ängstlicher, „und bei siebzigtausend Bauern liegen erschlagen.“

„Wer es glaubt,“ sagte der andere, „auch ist es noch nicht das Schlimmste, tot zu sein. Ein Hund mag länger so leben wie wir. Im Ulmer Amt sind sie auch schon wieder zusammengetreten. Im Wald und auch um Augsburg haben sie heimliche Bündnisse. Und der arme Konrad ist auch noch nicht ganz begraben, wenn die Herren ihn auch hart geschlagen haben. Wir sollten uns auch bedenken und bereit halten, wenn die Fähnlein umfliegen.“

„Der arme Konrad,“ sagte der Alte, „wird es auch nicht wenden, das haben wir wohl erfahren.“

„Wer denn?“ rief der Junge.

„Allein Gott oben im Himmel,“ sagte der Fromme.

„Oder der Teufel!“ rief ein Verwegener.

„Ob Gott oder Teufel,“ sagte der letzte, „Männer müssen es tun!“

Solche Gespräche und Gedanken gingen unter dem Volke um, und die Herren, Adel, Geistliche und Städte schlossen untereinander Bündnisse wider den kommenden Bundschuh, von dem schon die Kalendermacher in ihren Jahrmärktenbüchern weisagten, wie man Gewitter, Hagel oder Sonnenschein verkündet.

Denn so sind die Menschen. Sie sehen das Verderben kommen, Unglück und dunkles Schicksal wie aufziehende Gewitter. Sie bauen den Wolken Mauern entgegen und wollen die Blitze fangen in Netzen. Manche meinen wohl, man könne dem Schicksal begegnen mit Weisheit und dem Unheil mit Güte. Aber sie sind wie die, die Wolken und Winden predigen. Wolken und Winde gehen wie sie wollen, und der Schritt des Schicksals zermalmt Gerechte und Ungerechte und kennt weder Erbarmen noch menschliche Weisheit.

Dichtende Professoren - und jetzt - professorale Dichter?

Ein notwendiges Wort zum Thema: Dichter - Schule - Gelehrter. / Von R. Friedr. Probst.

Der Dichter ist der Sprachschöpfer, der Gelehrte nur in Ausnahmen und selten. Was wäre die deutsche Sprache ohne die Dichter, unsere Sprachbildner? Luther — über dessen sprachbildnerische Kraft und Bedeutung nichts mehr gesagt zu werden braucht —

kennt die Bedeutung der Sprache: „Und laßt uns gesagt sein, daß wir das Evangelion nicht wohl werden halten ohn die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt.“ Justus Georg Schottel erinnert sich dieses Wortes: „Die

(Schluß.)

Sprachen sind die Scheiden, sagt Herr Lutherus, darin die Schwerter des Geistes verborgen stecken.“ Schottels und aller Puristen Kampf aus jener Zeit gegen das Fremdwort ist metaphysisch begründet: sie erblicken in einer Sprache nicht eine Wörtersammlung willkürlicher Art, sondern „ein geistiges Lebensphänomen, das nach eingeborenen Gesetzen blüht und fruchtbar ist“¹⁰. Schottel ist im 17. Jahrhundert der Vorläufer eines W. v. Humboldt und auch unser Gewährsmann, weil er als Grammatiker Philologe ist „im Sinne der Liebe zum gestaltenden Sinnwort und zur lebensvollen Volkssprache als dem Ausdruck eines völkisch-persönlichen Geistes“. (Zankamer, S. 131.)

Auch ohne Schottel wüßten wir, was wir sprachlich unsern Dichtern verdanken. Doch es sei hier wiederholt: „Es kan dieses nicht geleugnet werden, daß die Poeten, allemahl die ersten und vornehmsten fern gewesen, welche ihre Muttersprache ausgeübt, angenehm gemacht, und die Kunst darin gepflanzt haben, wie solches die anfängliche Ausübung der Griechischen und Lateinischen Sprache, wie auch die beliebt gemachte französische, spanische, italienische und englische Sprache offenbarlich bezeugen“ (Zitiert bei Zankamer, S. 133).

Wenn Dichter und Gelehrter in der Frage der Vorrangstellung von dem Laut als dem ursprünglichen Sinnträger oder dem Gedanken als dem nachträglich erst sinngebenden Faktor auseinandergehen, kann man das verstehen: mit reifen Schülern wird man diese Antinomie behandeln können, andere brauchen nicht darum zu wissen. Angefügt sei hier, daß Schottel auch insofern ein Vorläufer W. v. Humboldts war und von unserer Sprachauffassung (neuromantischer Prägung) in der Gegenwart ist, als er sich zum Laut als dem Sinnträger bekannte (vgl. Schottels Worte hierüber bei Zankamer, S. 134 oben). Wiederholt sei hier, daß die Dichter und Erzähler des zeitgenössischen Schrifttums auf Schottels Seite stehen und daß sich unter den Sprachwissenschaftlern der Gegenwart E. Winkler, Wien¹¹, mit mindestens ebenso triftigen Gründen für den Gedanken als den Sinngeber des Lautes entscheidet¹².

Dichter und Gelehrter schaffen — gewiß jeder nach seinem Vermögen und auf seinem Gebiet — an der sprachlichen Gemeinschaft des Volkes. Die Gelehrten sind aufgerufen, wenn Cornelius Frieboht (in Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“) u. a. in der deutschen Sprache ein, wenn auch nicht gerade feindliches, so aber doch bestimmt gemeinschaftshemmendes Element erblickt: „Die deutsche Sprache ist nicht eins. Die deutsche Sprache ist ganz verschieden. Die Sprache, die vermitteln soll, trennt wahrhaftig erst recht. In dieser Sprache kommt man unendlich schwer zueinander. Einer, der erlebt hat und ernsthaft gelesen hat und sich bemüht hat, das Erlebte zu verarbeiten, der ist

gleich in anderem Tone. Nein, niemals hören sich die Engländer so sehr auseinander wie wir“¹³.

Der Gelehrte schreibe die Geschichte der deutschen Sprache unter dem Gesichtspunkt der Erziehung zur Hochsprache als einer Parallele zum Reichsgedanken! Des Gelehrten Sache ist es, das die Mundarten Verbindende, die Teilleistungen der einzelnen Mundarten an der Ausbildung unserer Hochsprache herauszustellen, damit wir auf solchen Grundlagen und Wegen — in einer höheren Schule spätestens auf O II — das Ergebnis formulieren können, das nicht ohne Eindruck und völkische Nachwirkung auf die Schüler bleibt: Alemannische Zischlautverschiebung, bayerische Drehung, mitteldeutsche Fingleichung und niederdeutsche Dehnung bauen die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Auch in der Syntax harret vergleichende Arbeit des Gelehrten: die Sprache der Dichter im Dritten Reich ist weniger eine Lese- und Schreibsprache, wieder mehr eine Hör- und Sprechsprache geworden. Wieder mehr!¹⁴ Ich erinnere an Richard Euringers rhetorisch glänzenden Rundfunkvortrag „Glückliches Österreich“ und möchte überhaupt empfehlen, modernste Prosa erst einmal laut zu lesen, bevor man urteilt. Wie sehr die Entwicklung unserer Sprache in dieser Richtung den Reden unseres Führers, des Vizekanzlers von Papen und des Reichsministers Dr. Goebbels zu Dank verpflichtet ist, wissen wir alle. Die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache von der Erfindung der Buchdruckerkunst ab wird wieder rückläufig: Die Syntax der neuhochdeutschen Sprache war immer mehr eine Syntax des Auges geworden und wurde artfremder. Wir kehren zurück zur Syntax des Ohres, wie sie K. Burdach für das Mittelhochdeutsche charakterisiert hat: „Die deutsche Sprache des Mittelalters war eine Sprache des gesprochenen Wortes: der Predigt, der Rezitation oder des Vorlesens. Die mittelhochdeutsche Sprache ist eine Sprache, die dem Ohr verständlich sein will, ihre Syntax ist eine Syntax, deren Gliederung nur gehört klar erscheint. Die Bildung des deutschen Mittelalters ruht noch vorwiegend auf dem mündlichen Austausch“¹⁵.

Ich glaube, gegen Zübner, daß uns sogar, Fachleuten wie Laien, Hans Friedrich Blunck und Will Dörsner sehr viel und Wichtiges über Roman und Lyrik zu sagen haben. Man kann alles lächerlich machen: P. Fechtlers Vorschlag (Neue Rundschau, Juni 1933), begabte junge deutsche Dichter den Auslandsgeandtschaften beizugeben, braucht man nicht mit dem Vergleich des Hofdichters abzutun und die wohlverstandene Freiheit des Dichters gegen seine Vergewal-

¹⁰ Die Kleine Bücherei (Albert Langen/Georg Müller-Verlag, München), Der Zug des Hauptmanns von Eckert, S. 9.

¹¹ Man erinnere sich der von E. Norden in seiner Antiken Kunstprosa (Anhang 2) glänzend, auch sachlich interpretierten Wortgeschichte von dicere/dictare. Das Wort wurde in die germanischen Sprachen aufgenommen und zwar von Anfang an hauptsächlich für die Bezeichnung der höchsten schriftstellerischen Komposition, der Dichtung, nach den engen Beziehungen zwischen Rhetorik und Poesie im Mittelalter begreiflich genug (ars bene dicendi).

¹² Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, 1903, Bericht, S. 61.

¹⁰ Paul Zankamer, Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert, Bonn, 1927, S. 128.

¹¹ Wir freuen uns auf den von Prof. Winkler für unsere Zeitschrift zugesagten Beitrag: „Erkenntnis und Erlebnis in der Sprache“, der sicher diese Frage berührt.

¹² Literatur zum Sprachwissenschaftlichen Schaffen E. Winklers siehe meine „Philologen der Nation“, S. 47, Anm. 2.

tigung als Staatsdichter herbeizurufen. Wie das gemeint ist und auch schon vor Jahren von Hans Fr. Blunck im Ausland durchgeführt wurde, möchte ich durch eine briefliche Äußerung Bluncks an mich richtig stellen: „Ich glaube auch, daß im Deutschunterricht ganz entscheidende Wendungen bevorstehen und daß der Aufruf zur Zusammenarbeit von Schule und Dichter noch manchen fruchtbaren Widerhall finden wird. Ich hatte mich im Ausland regelmäßig nach den Abendvorlesungen für eine Schulvorlesung aus Legenden und Balladen zur Verfügung gestellt und beginne jetzt auch in Deutschland damit, weil ich mehr und mehr sehe, wie wesentlich eine unmittelbare Fühlungnahme zwischen Lehrer, Schüler und Dichter ist.“ Brief vom 17. Oktober 1933.

Was früher im alten Reich und im Ausland möglich war, sollte dies im neuen Reich und bei uns im eigenen Land — mit dem engen Akademierahmen geben wir uns jetzt nicht einmal zufrieden! — nicht erst recht möglich sein?

Und wenn Prof. Zübner gegen Ende seines Aufsatzes vom Organismusgedanken in Kunst und Wissenschaft spricht: Was kann es Organischeres geben als wechselseitige Zusammenarbeit zwischen den Künstlern deutscher Sprache und den Meistern deutscher Sprachforschung? Man freute sich schon über die zurückgewonnene Subjektivität, die Überwindung einer falsch verstandenen Objektivität — da meldet sich die selbe Wissenschaft wieder und pocht auf ihre angestammten Rechte und ihre Objektivität: Zübner begrüßt den sich zeigenden „literarhistorischen Realismus“.

Ein Vergleich zwischen Scheffels „Juniperus“ und Otto Gmelins „Konradinreiter“ ist vielleicht am aufschlußreichsten dafür, was wir meinen. Scheffel wie Gmelin haben sich die Welt des Hochmittelalters zur Stoffgestaltung gewählt; beide arbeiten geschichtlich, objektiv-getreu, gestützt auf Urkunden: Scheffel gibt die Nachweise in besonderen Anmerkungen, Gmelin unterbricht seinen Text und arbeitet lateinische Belegstellen aus Urkunden in seinen Text hinein. Und doch, welcher Unterschied zwischen diesen beiden Geschichts-Erzählern! Ein Unterschied zwischen Jahrhunderten: Scheffel — objektiv, zeitenfern (in dem berühmten Abstand, wo die Berühmtheit des inzwischen Gestorbenen beginnt) im Sinne des historisch orientierten 19. Jahrhunderts, Gmelin — subjektiv, zeitennah im Sinne der Geschichtsbetrachtung im Dritten Reich. Für Scheffel ist die Gestalt des Juniperus ein willkommenes Anlaß, zu erzählen und ein Kulturbild mit zu entwerfen, Gmelin entreißt Konradin — wohl den letzten Hohenstaufen, aber doch bloß sechzehnjährigen Knaben — der Vergangenheit, weil er gar nicht tot ist, sondern zum Sinnbild geworden ist für euch alle „auf Schlachtfeldern und an Drehbänken, hinter Schreibmaschinen und Pflügen, die ihr die Blut im Herzen tragt und ins Leben reitet, zu leiden und zu kämpfen, zu werden und zu wirken, ihr alle seid seine Brüder“. (Reclam, Nr. 7213, S. 67.) Konradins Leben hat unvergängliche Symbolkraft — gerade wieder für uns heute: „Darin gleichen wir dir, daß wir auf dem Weg sind, darin, daß wir bereit sind, darin, daß wir immer von neuem das Leben zu fassen suchen und es sich uns immer von neuem ent-

windet.“ (S. 21.) Lautestes Bekenntnis zu dichterischer Subjektivität legt Gmelin ab: „Wer du auch warst, du Unbekannter, längst Versunkener, wer du auch warst, ich schaue dich nach meinem Gesetz, schaffe dich nach meinem Glauben, schaffe dich aus meinem Blut und aus dem Aufschlag, der in meinem Herzen hämmert. Ich Einsamer, zwischen elektrischen Strömen und Wellen, surrenden Maschinen und Asphalt, ich Einsamer greife hinein in dein fernes Leben und hebe es heraus, ob ich will oder nicht, ich muß es, denn ich habe dich reiten sehen, in den Morgen hinein, Bild meiner Sehnsucht, Traum meines Bluts.“ (S. 20.) „Unseren Träumen mußt du erlauben, daß sie dich schmücken, denn wir lieben dich.“ (S. 7.)

Gmelin hat der Linie: Türkenlouis — unsere Toten des Weltkrieges — Schlageter — die Opfer des Dritten Reiches, die alle die gleiche Symbolkraft verbindet, Konradin — den Jüngling, der auszog, sein Reich in Besitz zu nehmen, den letzten Hohenstaufen und jüngsten deutschen Führer vorangefügt.

Über die Sprachgestaltung hinaus bauen die Dichter am Dritten Reich: sie erziehen die Gegenwart durch dichterische Gestaltung unserer Heroen aus der Vergangenheit in gleichem Sinn. Gmelin — als Beispiel für viele andere — unterscheidet sich auch insofern von Scheffel, als er sich nicht zur Dichterauffassung Walthers von der Vogelweide bekennt, der — trotz seiner sonst zugegebenen politisch-kämpferischen Haltung und Bedeutung — einen Trost gibt und damit seine Passivität entschuldigt:

Die zwivelaere sprechent, ez si allez töt,
ezn lebe nu nieman der iht singe.

Tu mügen sie doch bedenken die gemeinen nôt,
wie all diu werlt mit sorgen ringe.

Kumpt sanges tac, man hoeret sîngen unde jagen:
man kan noch wunder.

ich hörte eine kleine vogellin daz selbe flagen:
daz tet sich under:

„ich singe niht, ez welle tagen“.

Ausgabe von Hermann Paul 1905³, S. 77.

Walter wartet die Sangeszeit ab, die erst politisch vorbereitet sein muß. Gmelin und unsere zeitgenössischen Dichter handelten umgekehrt!

Sollte Prof. Zübners Meinung Anhänger finden, so entließe die Wissenschaft den ausgebildeten jungen Lehrer wieder ohne Beziehungen zu seinem kommenden Berufe: man lerne doch aus der Vergangenheit und vertiefe doch nicht wieder künstlich die Kluft zwischen Wissenschaft und Schule!

Die Schule hat angesichts dieser wieder erhobenen Anklage gegen die Einbeziehung des schaffenden Sprachkünstlers in die schulische und wissenschaftliche Darbietung des Sprachstoffes einen doppelten Kampf zu führen: einmal um den Dichter in seinem Lesebuch — einschließend des Dichters theoretischer Meinung über Gestaltung, Sprache, Stil und Aufsatz! — und zum andern muß die Schule den Neuromantiker unter den Sprachwissenschaftlern in seinem Kampfe um die gemeinschaftsbildende, völkische, Arteiligen offenbarende Kraft der deutschen Sprache unterstützen! Wir von der

Schule wollen den Kampf nicht: doch gingen wir im Bewußtsein unseres starken Bundes zwischen Dichtern, Schule und neuromantischen Sprachwissenschaftlern siegesbewußt in den Kampf. So wertvoll einmal die dichtenden Professoren der Generation Dahn und

Ebers waren und sich neben den Gelehrten recht gut ausnahmen, so willkommen seien uns die „professoralen Dichter“ zusammen mit der richtig verstandenen (neuromantischen) Sprachwissenschaft bei unserer schulischen Erzieheraufgabe am jungen Volksgenossen im Dritten Reich.

H. Stubbe

Die Entstehung neuer Erbanlagen und ihre Bedeutung für die Evolution.

Jeder gebildete Mensch kennt heute den Namen des großen englischen Naturforschers Charles Darwin und verbindet mit ihm Vorstellungen über das zentrale Problem der Biologie: die Entstehung höher organisierter Formen aus einfach gebauten, primitiven Organismen. Die Lehre Darwins, die als Selektionstheorie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand, fußt auf zwei Voraussetzungen, nämlich erstens der, daß alle Organismen sich in der Natur allmählich verändern und zweitens der, daß stets viel mehr Individuen erzeugt werden, als am Leben bleiben können.

Die letzte Behauptung stand schon zu Lebzeiten Darwins außerhalb jedes Zweifels. Die einfache Beobachtung zeigte täglich, daß zahllose Individuen einer Art dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen waren und sterben mußten, und Darwin lehrte, daß diejenigen am ehesten Aussicht hätten zu überleben, die diesem immerwährenden Kampf am besten angepaßt seien. Und diese bessere Anpassung, so meinte er, käme durch die erbliche Variation der Organismen zustande, die schließlich von einer Form zu einer anderen hinüberführen könne, und er glaubte auf Grund seiner Beobachtungen, daß die Zahl und Mannigfaltigkeit der erblichen Variationen genüge, um stets wieder Auslesematerial zu schaffen. Darwin hat diese letzte Behauptung nicht beweisen können, und er hat vor allen Dingen niemals klar entscheiden können, welcher Art denn die Variabilität, die er als gegeben annahm, sei. Wir wissen ja, daß es eine Variation in der Nachkommenschaft eines Elternpaares gibt, die sich lediglich auf eine Änderung der Umweltverhältnisse zurückführen läßt. Diese Art der Variation aber ist nicht erblich, ihr kann deshalb auch niemals ein Wert für die Artbildung zukommen. Es müssen also noch andere Formen der Variation vorhanden sein, die eine erbliche Änderung der Organismen bedingen können. Sie sind zweierlei Art:

Darwin ging bei seinen Überlegungen bekanntlich von den Verhältnissen aus, wie sie sich dem Tier- und Pflanzenzüchter darstellen, der mit verschiedenen Rassen arbeitet, die untereinander gekreuzt die Formen-

mannigfaltigkeit der Zuchtobjekte ins Unermeßliche steigerte und so dem Züchter stets von neuem wertvolles Ausgangsmaterial zuführte. Es handelt sich bei dieser Art der Variation also lediglich um eine Neukombination schon vorhandener Erbanlagen, und wir wissen heute, daß, wenn wir ein derart buntes Gemisch der verschiedenen Rassenkombinationen dem Einfluß der natürlichen Selektion aussetzen, immer wieder nur eine schon von Anfang an vorhandene Rasse isoliert werden kann. Durch Neukombination vorhandener Erbanlagen können also unter dem Einfluß der natürlichen Zuchtwahl niemals neue, im Sinne der Entwicklung wertvolle Erbanlagen entstehen.

Aber auch Darwin wußte schon, daß neben der Formenfülle, die sich aus einer Kreuzung verschiedener Rassen ergab, noch eine andere dritte Form der erblichen Variabilität vorkam. Er stand mit den Züchtern seines Landes in enger Verbindung, und er hatte von ihnen gehört, daß auch in Rassen, die als völlig rein galten und die immer wieder unter bestimmten Vorsichtsmaßnahmen vermehrt wurden, hin und wieder sprunghaft neue erbliche Formen entstanden, die damals als „sports“ bezeichnet wurden. Wenn also die Selektionstheorie fest fundiert sein sollte, dann mußte sich zeigen lassen, daß diese Variationen artbildender Wert zukam. Und diese Behauptung wieder ließ sich nur beweisen, wenn man zeigen konnte, daß die sports in genügender Häufigkeit und in genügender Mannigfaltigkeit vorkommen, um einen wirksamen Selektionsprozeß zu ermöglichen.

Über beide Fragen haben wir bis in die neueste Zeit hinein so gut wie nichts gewußt. Wir bezeichnen diese plötzlich auftretenden erblichen Veränderungen in reinen Rassen heute allgemein als Mutationen. Man begann über die Mutationen zu arbeiten, als man erkannte, daß sie in irgendeiner Beziehung zu den Mendelschen Gesetzen stehen müssen, und es ließ sich dann auch sehr bald zeigen, daß die meisten von ihnen, die man in der freien Natur gefunden hatte, diesen Gesetzen gehorchten, daß es sich also um rezessive oder dominante Erbfaktoren handelt. Und aus den vielen theoretischen Versuchen, die nach der Wiederentdek-